

Zum Schweigen erzogen

Mit Elisabeth-Selbert-Preis ausgezeichnet: Serap Cileli kämpft für die Rechte muslimischer Frauen



Setzt sich für die Rechte muslimischer Frauen ein: Serap Cileli. (ddp)

Serap Cileli in ihrem Haus zu besuchen, ist nicht möglich. Sie halte ihre Adresse geheim, sagt die Frauenrechtlerin. Zu groß sei sonst die Gefahr für sie und ihre Familie, da sie oft von muslimischen Verbänden bedroht werde. Deswegen sitzt die 44-Jährige nun in einem kleinen Lokal und berichtet bei Kaffee und Streuselkuchen über ihren Kampf um Selbstbestimmung – ein Kampf, den sie für sich selbst begann, und nun für viele andere fortsetzt. Für ihre Bemühungen, die Rechte muslimischer Frauen zu stärken, wurde ihr am Donnerstag vom hessischen Familienministerium der Elisabeth-Selbert-Preis verliehen. Der Elisabeth-Selbert-Preis wird bundesweit ausgeschrieben und seit 1983 alle zwei Jahre an Personen vergeben, die sich im Kampf um die Chancengleichheit von Männern und Frauen verdient gemacht haben. Der hessische Familienminister Jürgen Banzer (CDU) ist Mitglied der siebenköpfigen Preisjury. »Frau Cileli kämpft unter Zurückstellung der eigenen Sicherheit für mehr Gleichberechtigung und Chancengleichheit für muslimische Frauen, deren Freiheit durch gesetzeswidrige Traditionen eingeschränkt wird«, sagt er. Die Aktivistin habe durch Zivilcourage

die Themen Ehrenmord und Zwangsverheiratung in die öffentliche Diskussion gebracht und so dazu beigetragen, dass Zwangsverheiratung seit 2005 als schwerste Nötigung in das deutsche Strafgesetzbuch aufgenommen wurde. Cileli berichtet, der Weg an die Öffentlichkeit sei schwer gewesen: »Ich war zum Schweigen erzogen.« Die Frauenrechtlerin ist in der Türkei geboren und kam als Kind mit ihren Eltern nach Deutschland. Mit 15 Jahren wurde sie in der Türkei zwangsverheiratet. Rund sechs Jahre später lernte sie ihren heutigen Mann, Ali, kennen. Für diese Liebe habe sie sehr kämpfen müssen, sagt Cileli. Sie ließ sich scheiden, doch ihre Eltern betrachteten die neue Beziehung als ehrverletzend und drohten mit erneuter Zwangsheirat. Schließlich floh Cileli in ein Frauenhaus. Heute ist sie eingebürgerte Deutsche und lebt mit ihrem Mann und drei Kindern in Hessen. Zu ihrer sonstigen Familie habe sie keinen Kontakt mehr, berichtet sie. Doch diesen hohen Preis zahle sie gerne: »Ich bin kein Opfer mehr. Es war ein langer Kampf, aber ich habe es hinter mir.« Auf Rat ihres Mannes habe sie ihre Geschichte aufgeschrieben. Viele verdrängte Erinnerungen seien daraufhin zurückgekehrt. Fünf Jahre lang habe sie ihr Manuskript bei Verlagen eingereicht, aber stets Absagen bekommen. Die Begründung: Das Thema würde Ausländerfeindlichkeit schüren. Ende 1999 sei ihr Buch dann jedoch vom ZDF verfilmt und von einem Kleinverlag verlegt worden. »Eigentlich dachte ich, das war's«, berichtet Cileli. Eine Woche danach sei der erste Hil-

feruf gekommen: Einer minderjährigen Mutter drohte die Zwangsheirat; Cileli habe ihr geholfen zu fliehen. Eine Flut von weiteren Hilferufen folgte. Bis heute habe sie mehr als 400 Mädchen und Frauen unterstützt, zu 90 Prozent Türkinnen in der dritten Generation, berichtet die Preisträgerin. Anfang 2008 habe sie dann den Verein »peri – Verein für Menschenrechte und Integration e.V.« gegründet, der kostenfreie Flüchtlingshilfe organisiert. Mittlerweile habe er 40 Mitglieder.

Den Elisabeth-Selbert-Preis zu bekommen, empfinde sie als große Ehre, sagt Cileli. Das Preisgeld von 10 000 Euro werde sie in ihre Arbeit investieren. Außerdem schütze sie der Preis vor ihren Meinungsgegnern: »Er ist eine Anerkennung meiner Tätigkeit und gibt mir Rückgrat.« Diesen Schutz benötigt sie dringend. Die öffentliche Aufmerksamkeit habe eine Grundbedrohung mit sich gebracht, sodass sie sich kaum mehr frei bewegen könne. »Türkische Männer versuchten sogar, mich zu überfahren«, berichtet Cileli. Mittlerweile begleite sie ihr Mann als Schutz zu jedem ihrer Termine.

»Der Freiheitskampf in meiner Jugend hatte ein Ziel«, sagt sie und legt die Gabel beiseite. Sie habe gekämpft, um als Mensch behandelt zu werden. Heute sei sie wieder in ihrer Freiheit eingeschränkt. Aber sie habe sich diesen erneuten Kampf zur Aufgabe gemacht, da viele Frauen nicht die gleiche Chance hätten wie sie, diesen Kampf zu führen. Serap Cileli sagt: »Wenn ich schweige, wer soll dann das Sprachrohr für diese schweigenden Frauen sein?«

Katja Scherer

Betreuung bei Hausaufgaben

Kinder zu Selbstständigkeit erziehen

Eltern sollten sich nicht zu sehr in die Hausaufgaben ihrer Kinder einmischen. »Mütter und Väter sind keine Nachhilfelehrer«, betont Diplom-Psychologe Frank Hofmann von der Erziehungsberatungsstelle am Domplatz in Braunschweig. Er fügt hinzu: »Wenn Eltern immer danebensitzen, lernen die Kinder nicht, selbstständig zu arbeiten.« Gleichwohl sollten Mütter und Väter ihrem Nachwuchs deutlich signalisieren, dass sie bei Nachfragen jederzeit zur Verfügung stehen. Problematisch an der elterlichen Hausaufgabenhilfe sei außerdem, dass Vater und Mutter häufig der emotionale Abstand zu ihrem Nachwuchs fehle. »Sie neigen dazu, Antworten zu schnell vorwegzunehmen und Lösungen anzubieten«, sagt Hofmann. Dem Kind bleibe dann keine Zeit, nachzuden-

ken und sich selbst Lösungen zu erarbeiten. »In der Folge verliert es schnell die Motivation, was wiederum Frustrationen bei den Eltern weckt.« Im ungünstigsten Fall beeinträchtigt dies Lernbereitschaft und Lernverhalten des Schülers. Ziel der Eltern müsse sein, sich von den Hausaufgaben zurückzuziehen, je älter die Kinder werden, sagt der Erziehungsexperte. Spätestens nach der Grundschule sollten Schüler ihre Hausaufgaben auch ohne direkte Aufsicht der Eltern erledigen. Hofmann empfiehlt Eltern zudem, sich gerade bei Pubertierenden aus den Hausaufgaben herauszuhalten. Das gelte insbesondere, wenn das Verhältnis zu dem Teenager ohnedies angespannt sei. Man laufe sonst Gefahr, dass altersgemäße Rivalitäten und Reibereien zwi-

schen Eltern und Kind stellvertretend zulasten der Hausaufgaben ausgetragen würden. Der Erziehungsberater rät daher, lieber auf Nachhilfelehrer zurückzugreifen. Das könnten sowohl professionelle Institute sein als auch ältere Schüler oder Studenten. »Abiturienten haben den Vorteil, dass sie aufgrund ihrer altersmäßigen Nähe eher als Vorbild betrachtet werden«, sagt Hofmann. Eine andere Möglichkeit sei, die Hausaufgaben in Arbeitsgruppen mit Gleichaltrigen erledigen zu lassen. Hoffmann hebt hervor, Eltern müssten sich darüber im Klaren sein, dass Konflikte bei den Schulaufgaben nicht ungewöhnlich sind. »Da brauchen Eltern kein schlechtes Gewissen haben – Selbstwürde sind da fehl am Platz.« ddp

Sorge um die Natur

Zum 70. Geburtstag der kanadischen Autorin Margaret Atwood

Mit einem Werk von mehr als 50 Büchern ist Margaret Atwood als Kanadas größte Gegenwartsautorin bekannt. Wer sie gelesen hat, weiß von ihrer Sorge um die Natur und die Zukunft der Menschheit. Als Tochter eines Insektenforschers wuchs Margaret in der Wildnis auf. Noch heute verbringt sie jeden Sommer in einem Holzhaus mit Kanus vor der Tür, dafür ohne Strom und Wasser. Am 18. November feiert Atwood ihren 70. Geburtstag. Ihre Romane, Short Stories, Gedichtbände, Theaterstücke, Hörspiele und Kinderbücher sind in 30 Sprachen übersetzt. Seit Jahren gilt sie als Anwärterin für den Nobelpreis in Literatur. Atwoods Szenarien sind düster, ihre Perspektive von der Welt beängstigend. »Wir haben unseren Ökredit überzogen«, warnt sie. »Wir haben die Naturbank geplündert. Wir können die Natur nicht weiter in diesem gefährlichen Tempo vertilgen, ohne uns selbst und alles andere auf dem Planeten zu töten.« Neuerdings jedoch sieht sie Anzeichen für einen Bewusstseinswandel: »Die Ich-Ich-Ich-Ära, in der wir so lange lebten, ist erst einmal vorbei. Der Blick aufs Leben wird weniger materialistisch sein«, sagte Atwood vor einem Jahr dem Nachrichtenmagazin »Der Spiegel«.

Die Leidenschaft für das geschriebene Wort begründet Atwood damit, dass sie in ihren ersten Lebensjahren weder von Spielgefährten noch vom Fernsehen abgelenkt wurde. So habe sie früh lesen gelernt und sei bis heute »süchtig« nach Büchern. Mit zwölf saß sie erstmals in einem Klassenzimmer. Später zog es sie hinaus in die Welt. Atwood lebte in England, Schottland und Frankreich. Noch heute sei sie eine Nomadin zwischen dem Stadtleben mit Opernbesuchen und Terminen als Ehrenpräsidentin des Internationalen Klubs für seltene Vögel auf der einen Seite und der Einsamkeit im Norden von Québec auf der anderen. Atwood ist Mitglied

der Grünen in Kanada, wird aber nur aktiv, wenn es um Umweltbelange geht, wie sie betont. In ihrem Zukunftsroman »Oryx und Crake« (2003) führt die Biotechnologie zum jähem Ende der Menschheit. Eine Virusepidemie vernichtet alle bis auf einen Mann und eine Handvoll gentechnologisch fabrizierter Menschlinge. Das verheerende Szenario nutzt Atwood, um Fragen zur Umweltpolitik, Biotechnologie und den menschlichen Werten aufzuwerfen. In ihren ersten beiden Romanen »The Edible Woman« (1969; dt. 1985 »Die essbare Frau«) und »Surfacing« (1972; dt. 1979 »Der lange Traum«)

setzte sie sich mit dem Rollenbild der Frau auseinander.

1973 erschien ihr erster satirischer Roman »Lady Oracle« (dt. 1984). Mit einem Werk auf den Spuren George Orwells überraschte Atwood ihre Leser Mitte der 1980er. »Der Report der Magd« (1987) beschreibt die moderne Versklavung der Frau durch religiöse Fundamentalisten in den USA. Regisseur Volker Schlöndorff verfilmte den literarischen Stoff

1989 zusammen mit ihr: »Die Geschichte der Dienerin«. Mitte der 1990er eroberte sie neues Terrain. Nach dem Rollenbild der Frau konzentrierte sich Atwood auf historische Geschichten. In »Alias Grace« berichtet sie über die schöne Magd Grace, die 1843 wegen Mordes zu lebenslanger Haft verurteilt wurde. Für ihren Gesellschaftsroman »Der blinde Mörder« (2000) erhielt sie 2000 den Booker-Preis – die höchste Ehre für englischsprachige Literatur. Die Jury lobte ihre »Erzählkraft« und ihr »poetisches Auge«.

Im Oktober 2008 wurde Atwood der mit 50 000 Dollar dotierte Prinz-von-Asturien-Preis für ihr Gesamtwerk verliehen und im September dieses Jahres der mit 15 000 Dollar versehene Nelly-Sachs-Preis.

Gisela Ostwald



Margaret Atwood im Oktober auf der Frankfurter Buchmesse. (dpa)

Filme schaffen eigene Welten

Die Filmbewerterin Christiane von Wahlert betrachtet Kino als eine Art »Wunschmaschine«

Wie viele Filme Christiane von Wahlert in ihrem Leben schon gesehen hat, weiß sie nicht. »Ich habe nicht die Spur einer Ahnung, aber 1000 werden es schon gewesen sein«, meint sie. Auf einem Ledersessel sitzend blickt sie gespannt auf die Leinwand. Staubkörner tanzen im Schein des Projektors. Zusammen mit vier anderen Filmbewertern befindet sich die 56-Jährige im Dachgeschoss des Biebricher Schlosses in Wiesbaden und verfolgt eine Dokumentation über den Holocaust-Überlebenden Max Mannheimer. Am Ende des Films wird sie für das Prädikat »besonders wertvoll« plädiert, kann sich damit aber nicht durchsetzen. Seit rund einem Jahr bewertet von Wahlert ehrenamtlich Filme für die Deutsche Film- und Medienbewertung (FBW). Sie wurde als Film-Fan in die Kommission berufen. Vor fast 60 Jahren wurde die Einrichtung in Wiesbaden gegründet, um Filme zu fördern. Verleiher oder Produzenten reichen gegen Gebühr ihre Werke ein, um sie von einer Jury bewerten zu lassen. Actionstreifen, Dokumentationen oder Liebeschmonzeten – wenn der Film die Gutachter überzeugt, dann erhält er am Ende ein Prädikat, mit dem die Filmwirtschaft gerne wirbt. Goldgelb leuchtet das Prädikat auf Plakaten, Pappaufstellern oder DVD-Hüllen.

Auf einen Klick gehen die Rollos vor den Fenstern nach oben, Sonne dringt ins Dachgeschoss des Biebricher Schlosses. Die Jury diskutiert nun den eben gesehenen Dokumentationsfilm und streitet über die Originalität von Schnitt und Regie. Von Wahlert lobt den »wunderschönen« Protagonisten, die Atmosphäre des

Films und die Intensität der Bilder. »Bei einem guten Film sieht man die Welt danach anders als man sie vorher gesehen hat«, findet sie. Die fünf Jurymitglieder stimmen ab – und einigen sich auf das Prädikat »wertvoll«.

»Wieso ist man glücklich, wenn zwei Menschen zusammenkommen, die es gar nicht gibt, die nur als Schatten auf der Leinwand existieren?«, fragt von Wahlert – weil Filme eigene Welten schaffen könnten. »Kino funktioniert in weiten Strecken wie eine Wunschmaschine«, so die Filmbewerterin. »Film kann Wünsche erfüllen und in einer sehr überschaubaren Zeit in einen komplexen Mikrokosmos entführen.« Der Zuschauer könne in Ruhe Menschen auf der Leinwand beobachten, einmal Mäus-



Filmfan Christiane von Wahlert (dpa)

chen spielen. »Das befriedigt heimlich die Schaulust!« Er dürfe passiv verharren und dennoch eine Fülle von Erfahrungen, Sinnen und Emotionen spüren.

»Ich bin leicht gerührt von Filmen, bei Glück und Unglück«, gesteht von Wahlert, »ich weine auch viel und gerne im Kino.« Deswegen sieht sie sich auch den Abspann eines Filmes bis zum Ende an. »Man braucht ja auch eine gewisse Zeit, um sich zu sammeln und wieder fit zu werden für die Realität«, sagt sie und lächelt dabei. Im Abspann werde zudem das künstlerische Zusammenspiel gewürdigt. »Der Abspann führt vor Augen, wie viele Personen an einem Film beteiligt sind.«

Empfehlungen, welche Filme jeder unbedingt gesehen haben sollte, gibt sie nicht. »Es gibt so viele umwerfend gute Filme, sicher auch unter denen, die ich nicht gesehen habe.« Auf dem Filmfestival in Cannes habe sie jedoch »Das weiße Band« von Michael Haneke beeindruckt, auch Quentin Tarantinos »Inglorious Bastards« sei sehenswert. Langweilig sei ein Film spätestens dann, wenn einem auffalle, »dass man nicht mehr sitzen kann und die Luft schlecht ist«. Obwohl von Wahlert als Geschäftsführerin der Spitzenorganisation der Filmwirtschaft SPIO und der Freiwilligen Selbstkontrolle FSK jeden Tag im Filmgeschäft arbeitet: Zum Schauen kommt sie nur selten. Wenn sie es doch einmal schafft, trübt ihre Vorfreude beim Betreten des Kinos dann nur ein ganz bestimmter Duft: »Ich hasse Popcorn«, sagt sie bestimmt. »Der Fettgeruch im Kino ist kein zivilisatorischer Fortschritt.«

Julia Kilian